Nr. 44 — Leipzig, den 23. Oktober — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Hausgottesdienst 1 — Was ist Materialismus? 1. Schwierigkeit der Definition des Materialismus; 2. Ueberblick über die Geschichte des Materialismus — Die religiöse Kunst auf der akademischen Ausstellung in Berlin — Feuerbestattung 2 — Bilder aus dem kirchlichen Leben Finnlands 2 — Aus Italien: Die Cholera; Verwahrloste Kinder; Ein Denkmal; Ein Urteil über den Protestantismus; Synode der Waldenser — Ultramontanes: Was bedeutet der römische „Priester"? Luther „der Mann der freien Liebe" — Verschiedenes: Der Prozeß Thümmel vor dem Reichsgericht; Eine Theologen-Unart

Hausgottesdienst

Apostelgesch. 10

1

Wer kennt nicht Kornelia, die Mutter der Gracchen! Als einst eine andre vornehme Römerin zu dieser Kornelia kam und sie bat, ihr doch einmal die Schätze des Hauses zu zeigen, brachte Kornelia ihre beiden Knaben: Das sind unsre Schätze, sagte sie. Daß man doch in jedem christlichen Hause so denken möchte, wie in diesem heidnischen! Etwas davon, daß Kinder Gottes Gabe sind, merkt man doch in jedem Kinde, auch wenn es von Natur nicht so begabt und so liebenswürdig ist, wie die Knaben der Kornelia gewesen sein mögen. Unsre Kinder sind unser Schatz. Widmet euch in erster Linie der Erziehung der Kinder, und dieser Schatz wird reiche Zinsen tragen für euch, für die Gemeinde, für das Vaterland.

Denselben vornehmen Namen wie jene Kornelia trägt Kornelius, der Hauptmann der „welschen Schaar," d. i. der römischen Legion, von der eine Abteilung in Cäsarea lag, der „Kaiserstadt" des jüdischen Landes. Es wird uns nicht gereuen, in sein Haus einzutreten; wie das Haus jener Kornelia, so kann das Haus dieses Kornelius jedem christlichen Hause, wenn nicht zum Vorbilde, so doch zum Vergleiche dienen. In diesem Hause finden wir, was wir nicht in jedem christlichen Hause finden, einen Hausaltar, eine Hauskanzel und eine Hausgemeinde.

Einen Hausaltar. Davon zunächst! — Kornelius betet. Der vornehme, reiche, heidnische Hauptmann betet! So viel Worte, so viel Wunder! Ein vornehmer, reicher Mann betet. Er hat ja alles, was Menschenbegehr — um was bittet er denn? Er bittet um Antwort auf die Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde; denn er hat erfahren, daß aller Welt Pracht, Ehr' und Gut vor Gott nichts hilft, nichts nützt noch thut. Ein Heide betet. Er betet zu dem lebendigen Gott, zu unserm Gott; denn er ist nicht umsonst in das heilige Land, das Land der alten Gottesfreunde und Gottesstreiter geführt worden. Aber ihn verlangt nach tieferer Erkenntnis des Wesens und Willens Gottes, als Israel ihm bot; darum bittet er.

Und das Wunderbarste, aber auch das Schönste ist dies. Es ist ein römischer Soldat, ein römischer Hauptmann, ein höherer Offizier, der hier betet. Sonst hieß es wohl von dem römischen Heere und leider nicht bloß von dem römischen: Nulla fides pietasque viris qui castra sequuntur, d. h. im Heere ist nicht viel Glaube und Frömmigkeit zu finden. Hier ists anders. In dem Hause dieses Soldaten findet sich beides, Glaube und Frömmigkeit, Glaube und Gebet. Wer könnte dabei den Wunsch unterdrücken, daß es doch in unserm Heere, dem deutschen Heere viel solche Soldaten, solche Offiziere geben möchte! Unser Heer ist ja unser Stolz. Mit Dank und Freude denken wir an die Thaten dieses Heeres im Jahre 1870 und 1871. Unser Heer ist in der That das gewesen, was es nach dem Willen seines Schöpfers sein sollte, eine eherne Mauer um unser Volk, die „Wacht am Rhein." Aber wir wollen nicht vergessen, daß es das, was es gewesen, doch vor allem durch den Geist der Frömmigkeit geworden ist, den seine Führer von den Tagen der Freiheitskriege an ihm einzuhauchen verstanden haben. Als der eiserne York am 16. Oktober 1813 in Schkeuditz bei Leipzig das Pferd bestieg, entblößte er vor seiner ganzen Umgebung sein Haupt nnd betete laut: „Den Anfang, Mitte, Ende ach Herr zum besten wende!" Und wie der oberste Heerführer des Jahres 1870 allezeit, auch auf der höchsten Höhe seines Ruhmes am Tage von Sedan Gott allein die Ehre gegeben, ist ja weltbekannt. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken: daß es immer so bleiben, daß dieser Geist immer mehr unser ganzes Heer, Hohe und Niedrige, Führer und Geführte, Offiziere und Soldaten durchdringen möchte!

Dieser Geist aber hat seine Geburtsstätte im Hause. Vom Hause aus dringt er in das Heer, in alle andern Lebenskreise und Verhältnisse. Darum im Hause muß der Betaltar errichtet werden; wir meinen nicht einen Betaltar, wie man ihn wohl oft in den Schlössern der Fürsten findet, geistlicher und weltlicher, schön gearbeitet aus Holz oder Stein; nein, dein Arbeitstisch, dein Schreibtisch, dein Mittagstisch kann und soll dein Betaltar sein. Ein Christ betet ohne Unterlaß; ein Christ thut alles, was er thut, im Namen des Herrn Jesu und dankt Gott und dem Vater durch ihn. Ihr esset oder trinket oder was ihr thut, sagt der Apostel, so thut es alles zu Gottes Ehre. Ein Christ steht im beständigen Verkehr mit Gott.

Dabei aber ist nicht ausgeschlossen, daß er seine besondern Gebetszeiten hat, nicht bloß die Zeiten geistlicher oder leiblicher Not, sondern die alten Gebetszeiten, früh, Mittag und Abend. „Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, und wenn ich erwache, so rede ich von dir." Ein christlicher Hausvater versammelt die Seinen um sich zum Gebet am Morgen vor der Arbeit oder am Abend nach gethaner Arbeit. Und weil er weiß: Jegliche Speise wird gut, wenn sie mit Danksagung genossen wird, so betet er auch bei Tische. Diese schöne Sitte ist unserm Volke vielfach abhanden gekommen. Man sagt, es ist nicht mehr Mode. Mode soll ja solches Gebet überhaupt nicht sein — die Mode wechselt; aber Sitte soll es sein, eine schöne, segensreiche Sitte, und Sitte war es bis weit herein in dieses unser Jahrhundert in Stadt und Land, Sitte ist es noch in vielen Häusern, vornehmen und geringen, adligen und bürgerlichen Häusern, und Sitte muß es wieder werden in unserm ganzen Volke! Wer dazu helfen kann, der helfe, helfe vor allem durch sein eignes Beispiel! Wo es einmal abgekommen, ist es schwer wieder einzurichten. Aber in dem neuen Geschlechte soll man das Alte wieder aufleben lassen. In jedem neu begründeten Hause muß der Hausaltar gebaut werden. Alle jungen Eheleute müssen dem Beispiele des Kornelius folgen und den gemeinsamen Tisch durch ihr Gebet zum Altar machen. Sie werden schon merken, daß ein Segen von dieser Sitte ausgeht. Und

je mehr sie's merken und andre es an ihnen merken, desto weiter wird sich auch diese Sitte wieder verbreiten.

Betet ohne Unterlaß! Der Heide that's, und es sollte nicht so sein in einem christlichen Hause? E W

Was ist Materialismus?

Uebersicht: 1. Schwierigkeit der Definition des Materialismus; 2. Ueberblick über die Geschichte des Materialismus; 3. Die Vertreter des Materialismus in unserm Jahrhundert; 4. Was Materialismus ist und was er nicht ist.

1. Schwierigkeit der Definition des Materialismus und verkehrte Auffassungen desselben

Ich bin nicht gesonnen, mit der Beantwortung der als Ueberschrift gewählten Frage schulgerechte Definitionen aufzustellen, die nur der dialektischen Eitelkeit zu Liebe unternommen werden, ohne weder den Leser noch den Schreiber in der Erkenntnis des Thatsächlichen um eines Haares Breite zu fördern.

Ich bin auch gar nicht im Zweifel darüber, daß mancher Leser schnell genug sich wird zu dem Ausrufe veranlaßt sehen: „Nun, was Materialismus ist, das wissen wir denn doch so etwa."

Wie? Wenn ich es eben auf dieses „So etwa-Wissen" abgesehen hätte?

Jedenfalls bin ich der Meinung, daß der Leser gerade, welcher etwas mehr als „so etwa" den Materialismus kennt, mich ungestört wird aussprechen lassen. Denn dieser muß es ja wissen, daß es um eine Sacherklärung des Materialismus, welche zugleich Anspruch darauf erheben könnte, prinzipiell scharf und historisch gerecht zu verfahren, keine leichte Sache ist.

Was soll man beispielsweise dazu sagen, daß es namhafte Gelehrte giebt oder gegeben hat, welche von Albert Lange, dem scharfsinnigen Verfasser der „Geschichte des Materialismus," weiter nichts mitzuteilen wissen, als daß er Materialist gewesen sei? Vermutlich nichts anderes, als daß die Herren sich den Genuß der Lektüre Albert Langes vorenthalten haben, ohne sich doch darum auch die pflichtmäßige Ausübung des „wissenschaftlichen" Urteils über ihn vorenthalten zu wollen! Und wenn gewisse Zeitungen, kirchliche und nicht-kirchliche, sich eine Art von logischer Selbstverleugnung um der guten Sache willen auferlegen und in möglichst unverständiger Konfusion in einem herfallen über die verheerenden Wirkungen des Materialismus und Atomismus, über Kraftstoffelei und Genußsucht, so sind wir uns von Hause aus darüber klar, daß wir zur Aufklärung über dergleichen Erscheinungen nicht solche Zeitungen glauben müssen lesen zu sollen, die des Pikanten zu viel haben, als daß sie des Aufklärenden und Belehrenden genug haben könnten.

Entschuldigt, nein! gerechtfertigt ist immerhin mit dergleichen die als Ueberschrift aufgestellte Frage, gerechtfertigt mit dem offnen Bekenntnis, daß ich mich sehr gerne außerhalb des eng begrenzten Horizontes dieser Frage begeben hätte und am liebsten mit der Thüre ins Haus gefallen wäre, wenn nicht die Pflicht ehrlichen Kampfes geböte, vor aller Polemik dem Feinde offen ins Angesicht zu schauen und seine Persönlichkeit festzustellen. —

Lösen wir zunächst einmal diese bescheidene Aufgabe der Rekognoszirung des Terrains. Die Pflicht eines solchen Vorpostendienstes zu erfüllen erscheint mir wenigstens schon im Interesse der Wahrhaftigkeit dringend notwendig. Liest und hört man doch tagtäglich von den verheerenden Wirkungen des Materialismus. Eine Reihe von Literaten, die im Dienste der christlichen Weltanschauung die Feder führen, glauben sich verpflichtet und berechtigt, im tiefsten Brusttone sittlicher Entrüstung über Dinge mitzusprechen, über die sie doch nicht unterrichtet sind. Hier gilt aber derselbe Kanon, der sich doch sonst unangefochtener Wertschätzung erfreut: erst kennen lernen, dann urteilen. Weil diese und jene Diakonissin eine aufrichtige Christin ist, darum kann sie noch lange nicht, ohne es gelernt zu haben, Schröpfköpfe setzen, wie Abt Uhlhorn in seiner neuesten Schrift prächtig illustrirt. Item: weil du den besten Willen hast, für die Sache Christi thätig zu sein, hast du noch kein Recht, Darwin und Du Bois-Reymond und Virchow und andere Leute mehr, von denen du hörst, daß sie dem Christentume gleichgiltig oder feindlich gegenüberstehen, für Anhänger des Materialismus auszugeben, als ob Materialismus und Nichtchristentum gleichbedeutende Begriffe seien. Derartiges geschieht aber täglich. Die Wirkung von solchem Eifern mit Unverstand pflegt je nach dem verschiedenen Bildungsgrade der Leser eine verschiedene zu sein. Die Einen nehmen das mit der Autorität des gedruckten Wortes ihnen entgegentretende Urteil gläubig hin: niemand wird behaupten, daß sie damit in ihrem Christentume gefördert sind; die Andern vernehmen, daß dieser und jener wissenschaftliche Betrieb, dem sie selbst huldigen, von den Wortführern kirchlicher und politischer Organe als Materialismus in Acht und Aberacht gethan wird: sie lassen es sich gesagt sein und wenden der Kirche den Rücken. Niemand wird leugnen, daß in solchem Falle die Sache Christi geschädigt ist. Das genüge zur Erklärung dafür, was die folgenden Zeilen gerade in dem Evangelisch-Lutherischen Gemeindeblatte wollen.

2. Ueberblick über die Geschichte des Materialismus

I. Die ionischen Naturphilosophen: Thales von Milet, Anaximander, Anaximenes, Heraklit von Ephesus, Empedokles von Agrigent stellen nur ein Analogon zum modernen Materialismus dar; das mythologisirende Element in beiden Erscheinungen verdient aber vergleichende Beachtung.

Man könnte den Reigen eröffnen mit den alten ionischen Naturphilosophen, die man zwar Hylozoisten genannt hat, die man aber unter Umständen auch Materialisten würde nennen können, selbst für den Fall so würde nennen können, daß sich jene Männer die organische Lebenskraft als besondre Substanz vorgestellt und sich nicht bloß bildlicher Redewendungen bedient haben, wie das auch wir trotz unsrer aufgeklärteren physikalischen Kenntnisse zu thun fortfahren. Zur Entscheidung in dieser Alternative wird man bei den ersten dieser sogenannten Naturphilosophen, einem Thales von Milet, einem Anaximander, einem Anaximenes (etwa von 600—500 v. Chr.) nicht eben leicht kommen, weil wir wirklich von ihnen nicht viel mehr als ihre Namen und ihre etwaige Lebenszeit wissen, die übrigen Notizen aber, die uns überliefert sind, in ihrer Glaubhaftigkeit über den Wert von Sagen nicht weit hinausgehen.

Anders mag es schon sein mit einem Heraklit von Ephesus, mit einem Empedokles von Agrigent (um 450 v. Chr.), die ich trotz Hegel nicht umhin kann in eine Linie zu setzen mit den ionischen Naturphilosophen. Indes gerade des Empedokles *φιλια καὶ νεῖκος* (Liebe und Haß), die, gesondert von den vier materiellen Elementen, als treibende Prinzipien der Anziehung und Abstoßung, der Mischung und Entmischung, gedacht werden, lassen uns mit einiger Wahrscheinlichkeit eine bewußte Symbolik annehmen, die der Mann, welcher zugleich Dichter und Philosoph war, mehr um des fehlenden Prosaausdruckes als um der fehlenden Erkenntnis willen anzuwenden sich veranlaßt sah.

Aber gleichviel, seien es nun Bilder, mit denen das auf- und abwogende Leben der Natur verglichen wird, oder seien es substanziell gedachte Kräfte: immer haben wir in diesen Erscheinungen das erste Analogon zum modernen Materialismus vor uns. Pflegt doch auch er nicht selten dem Stoff die Kraft als eine zweite Substanz an die Seite zu stellen und aus den Gesetzen, die in jenem zur Erscheinung kommen, fatalistische Gewalten zu machen, die einem David Strauß ganz geeignet erscheinen, die Stelle der Ehrfurcht gebietenden Gottheit einzunehmen. Ja! wie oft kommt es, daß, als trieben neckische Geister ihr Spiel, die da angefangen haben im Eifer für die mechanische Weltanschauung, endigen in mythologischen Gebilden, welche denen der Alten um nichts nachstehen! Dahin gehören die Versuche, eine unerbittliche Notwendigkeit oder eine zermalmende Weltmaschine eintreten zu lassen für die Objekte der Religiosität (vergl. Schillers „Götter Griechenlands").

Ebenso steht es mit unsrer gewöhnlichen Vorstellung von Kräften des Chemismus, der Elektrizität, des Magnetismus, die wir als materielles Fluidum den Stoff durchziehend denken, mit jenem Dualismus von Kraft und Stoff überhaupt, den wir im gewöhnlichen Leben nicht los werden. In allem dergleichen finden wir unausrottbare Bestandteile eines Hylozoismus, der

uns im Blute steckt, mögen wir auch in der kritischen Reflexion hiergegen eifern und mögen wir der organischen Lebenskraft, als einem besonderen Etwas, vor einem Menschenalter den Absagebrief geschrieben haben (vergl. Lotzes Artikel über die Lebenskraft in Rud. Wagners Handwörterbuch über die Physiologie 1857). Das ausschließliche Privilegium der griechischen Naturphilosophen ist der Hylozoismus also nicht. Aber, wie schon gesagt, von mehr als einem Analogon zum modernen Materialismus kann hier nicht die Rede sein, kann es schon deshalb nicht, weil wir viel zu wenig von jenen Erscheinungen wissen.

II. Die Atomenlehre des Demokrit und die induktive Methode des Aristoteles. Die Atomistik, welche Demokrit vertritt, ist sein bleibendes Verdienst, der Materialismus nur Charakteristikum seiner Zeit.

Ganz ein andres ist es mit dem lachenden Philosophen von Abdera, Demokritus (um 420 v. Chr.), der schon auf die Alten, je nach der Verschiedenartigkeit ihrer geistigen Richtung jenen entscheidenden, anziehenden oder abstoßenden Einfluß ausgeübt hat, der nur von großen Männern auszugehen pflegt. Denn trotz der auch hier nur sehr lückenhaft vorhandenen und bloß indirekten Notizen wird doch durch das Wenige die hervorragende Stellung ersichtlich, die ein solcher Mann in seiner Zeit und weit darüber hinaus eingenommen hat.*)

Sein bedeutendster Nachfolger war sein Landsmann Aristoteles (um 350 v. Chr.), der die leitenden Prinzipien der induktiven Methode, welche allein ihm in der Philosophie einen unvergänglichen Namen sichern, und den starken Erfahrungstrieb der Praxis des naturkundigen Demokritus nicht zum mindesten wird entlehnt haben, wenngleich uns genaueres darüber nicht überliefert ist.

Doch Büchner versichert uns:

Die Atome der Alten waren philosophische Kategorien oder Erfindungen, die der Neueren sind Entdeckungen der Naturforschung.**)

Es ist das einer der vielen groben Hobelspäne, die der fanatische Parteigänger des Materialismus um uns schwirren läßt, auf daß uns von vornherein Licht und Luft zum kritischen Atemholen und zur vorurteilslosen Prüfung benommen werde.

Daß beide, die Atomtheorie der Alten wie die unsre zwar nicht „Erfindungen" im Sinne Büchners, wohl aber Hypothesen sind und bleiben, werden wir später sehen, und daß gerade in der Erkenntnis dieses bloß hypothetischen Wertes ein gut Teil des Fortschrittes gelegen ist, der allerdings für diejenigen nicht existirt, welche sich dieser Erkenntnis so mutwillig verschlossen haben, wie Büchner.

Uebrigens soll es nicht scheinen, als wollte ich selbst jene Verwechslung begehen zwischen Atomismus und Materialismus, die ich oben gerügt habe. Die Atomistik, als regulativer Fund betrachtet, der die Methode der naturwissenschaftlichen Forschung bestimmt, ist das bleibende Verdienst des Demokritus, das nach zweitausendjähriger Vergessenheit wieder aus dem Schutte der Vergangenheit hervorgezogen wurde. Sein Materialismus ist so grobkörnig, so naiv realistisch, daß sich einstimmig dessen die modernen Materialisten schämen würden. Uebrigens ist er hierin ein Sohn seiner Zeit, und der Materialismus, den er vertritt, ist nicht etwa bloß das gemeinsame Merkmal der Naturphilosophen Griechenlands, sondern er ist mit geringen Abweichungen der Grundzug der griechischen Philosophie überhaupt. Wenn ich hiervon auch einen Plato (um 380 v. Chr.) nicht ausnehme, der die Seele als eine materielle, wenn auch noch so ätherische Substanz sich vorstellte, so sieht man bald, worauf ich hinaus will. Aber man erkennt auch zugleich, wie mißlich es ist, den Namen zu entlehnen von solchen Erscheinungen in der Philosophie, für die er ein bewußtes Erkenntnisprinzip bezeichnet, um ihn anzuwenden auf solche, in denen nur das Fehlen jedes erkenntnistheoretischen Kanons den Schein der Gleichartigkeit hervorruft.

*) Aristoteles (350 v. Chr.), Sextus Empirikus und Diogenes Laertius (um 200 nach Chr.) sind die wichtigsten Berichterstatter über ihn.

**) Büchner, Natur und Geist, Gespräch zweier Freunde über den Materialismus und die realphilosophischen Fragen der Gegenwart. Frankfurt, 1857; S. 102; 6. Auflage, 1876.

III. Der Sensualismus des Epikur, nicht Materialismus. Die Bezeichnung „ethischer Materialismus" ist unklar.

Bei diesem kurzen Streifzuge durch das Altertum habe ich die Philosophen Epikurus (um 300 v. Chr.) und Lukretius (um 60 v. Chr.) ganz übergangen, weil es bei dem ersteren jedenfalls die praktische Richtung ist, die man im Auge hat und die man heutzutage, wie ich glaube, mit einem nicht glücklichen Qui pro quo allerdings als ethischen Materialismus zu bezeichnen pflegt. Solche verschwommene Analogien, die eine Vermischung wissenschaftlicher Urteile und sittlicher Verdammungsurteile enthalten und die in der Regel nicht als gewonnene Resultate, sondern als eingetragene Vorurteile angesehen werden müssen, vermag ich nicht als förderlich anzuerkennen für eine unparteiische Klarlegung der materialistischen Weltanschauung und ihres Wertes. Wenn daher Büchner in der Vorrede zur vierten Auflage von „Kraft und Stoff" diese Vermischung mit dem energischen Proteste abweist: „Der wissenschaftliche Materialismus und der Materialismus des Lebens sind himmelweit verschiedne Dinge, welche nur die Böswilligkeit oder die Beschränktheit mit einander verwechseln kann," so unterschreibe ich das vollständig.

In der Erkenntnistheorie aber ist Epikurus und seine Schule durchaus dem Sensualismus zugethan, ebenso wie die Stoische Philosophie (Gründer: Zeno 300 v. Chr.), zwischen welcher und der seinigen die Gegensätze in der Auffassung des Sittlichen nicht eben so diametral sind, als man sich anzunehmen gewöhnt hat.

Und für Lukrez gilt als mittelbaren Schüler des Demokritus, was von jenem gesagt ist.

IV. Die ersten Vertreter des modernen Materialismus: La Mettrie, Diderot, Helvetius, d'Alembert, Baron von Holbach. Wichtigkeit des mechanischen Prinzips, das Descartes und Gassendi in die Physik wieder einbürgerten; Irrtum der Verwechslung von Mechanismus und Materialismus. Die konsequente Durchführung des einen ist vielmehr für Kant Mittel geworden, den andern zu widerlegen.

Im Einklange mit der geschichtlichen Terminologie werden wir als eigentlichen Materialismus erst die Erscheinungen aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts anzusehen haben, die auf französischem Boden in La Mettrie, Diderot, Helvetius, d'Alembert, Baron von Holbach ihre formgewandten Vertreter fanden. Das Werk La Mettries, des Franzosen am Hofe Friedrichs des Großen: L'Homme Machine, und das Holbachs, des Deutschen in Paris: Système de la Nature, sind dem Namen nach bekannt.

Als ihre Vorläufer im siebzehnten Jahrhundert können wir allerdings den Philosophen Descartes*) und den Kleriker Gassendi**) betrachten. Denn sie waren es, die das fruchtbringende Prinzip des Mechanismus in die Physik einbürgerten und dadurch den Vertretern des Materialismus, welche ausgingen von den mechanischen Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung, nach Seiten der Forschungsmethode einen gewaltigen Vorsprung gewährten vor allen übrigen theologischen und philosophischen Versuchen in der Naturforschung. Aber deshalb dürfen doch dergleichen rein wissenschaftliche Bestrebungen nicht identifizirt werden mit dem Materialismus, den sie damals allerdings begünstigen mußten. Wie wir vielmehr in ihnen die historischen Ursachen kennen lernen, die dem Materialismus vielfach Sieg und Ausbreitung verschafft haben, so werden wir gut thun, auch sachlich sie als die bleibenden Ergebnisse der materialistischen Bestrebungen uns anzueignen, ohne das darauf errichtete vielfach schwankende und wankende Gebäude damit zu verwechseln.

Jenes Verdienst aber, angesichts einer auch in den Naturwissenschaften schrankenlos dichtenden Phantasie immer wieder und wieder darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß der naturwissenschaftlichen Forschung nicht durch den Zweckgedanken präjudizirt werden dürfe, und dadurch den Boden gelockert zu haben für das Samenkorn nüchterner Kritik und für fruchtbare Arbeit, das wollen wir weder dem Materialismus des vorigen noch

*) René Descartes (Renatus Cartesius), geb. 1596 zu La Haye, gest. 1650 zu Stockholm. Begründer der modernen Philosophie.

**) Pierre Gassendi, geb. 1592 in der Provence, gest. 1655 in Paris. Neubegründer der Atomlehre.

dem unsers Jahrhunderts schmälern. Gerade an der Hand so nüchterner Kritik bieten sich uns Mittel und Wege dar, um den unberufenen Prätensionen des Materialismus entgegenzutreten und sie in die Schranken zurückzuweisen, dahin sie gehören.

An der Hand dieses Geistes vorurteilsloser Kritik hat ein deutscher Philosoph, der sich allerdings an Formgewandtheit mit seinen französischen Gegnern und Zeitgenossen nicht messen konnte, dafür an Kraft rückhaltslosen Denkens und an nüchterner Zucht des Gedankens zugleich ihnen bei weitem überlegen war, dieses Geschäft vor einem Jahrhundert bereits übernommen und in den Grundzügen seine Aufgabe in so entscheidender Weise gelöst, daß wir nur nötig haben, uns auf ihn zurückzubesinnen und aus verschlungenen Gedankengängen die klaren Konsequenzen zu ziehen. Wir dürfen uns hiermit auch für ausgerüstet genug halten, um den neuen Wendungen des modernen Materialismus entgegenzutreten und gerade durch die Anerkennung einer nach mechanischen Gesetzen, nicht nach teleologischen Vorstellungen verfahrenden Forschung, deren Wichtigkeit und Richtigkeit kein andrer so wie Kant*) betont hat, für fähig geworden, die phantasievollen Irrwege der materialistischen Behauptungen als solche zu erkennen. Auch hat der Königsberger Meister lange genug durch das gewaltige Quos ego! seiner Kritik die Geister im Zaume zu halten gewußt. Nach ihm aber glaubten die philosophischen Zauberlehrlinge es ihm zuvor thun zu können, und die Geister schienen sich wirklich eine Zeit lang nach ihrem Willen zu regen, bis die Erscheinungen der fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts: die Schriften Vogts, Büchners, Moleschotts, Czolbes den Beweis des Gegenteils lieferten und eine notwendige und zum Teil heilsame Reaktion inaugurirten, gegen den Gedankenzwang Schelling-Hegelscher**) Begriffsromantik.

Als Anfang der Bewegung wird in der Regel die Naturforscherversammlung zu Göttingen 1854 angesehen, auf welcher der Materialismusstreit durch den Vortrag Rud. Wagners „Ueber Menschenschöpfung und Seelensubstanz" zum Ausbruch kam. Streitigkeiten zwischen Rud. Wagner und Karl Vogt, zwischen Liebig und Moleschott waren dem vorangegangen.

Als Hauptschriften der genannten Vertreter des Materialismus sind zu nennen von Karl Vogt: „Köhlerglaube und Wissenschaft," Gießen, 1854, von Louis Büchner: „Kraft und Stoff," Frankfurt a. M., 1855 (hat etwa fünfzehn Auflagen erlebt), von Jak. Moleschott: „Kreislauf des Lebens," Mainz, 1852 (1883 zum letzten male erschienen), von Heinr. Czolbe: „Neue Darstellung des Sensualismus," Leipzig, 1855. Darüber das nächste mal eingehender.

O K

*) Immanuel Kant, geb. 1724 in Königsberg, gest. 1804 ebendort als Professor der Philosophie. Seine drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft, 1781, Kritik der praktischen Vernunft, 1788, Kritik der Urteilskraft, 1790. Alle drei sind in der Reclamschen Universalbibliothek in trefflicher Ausgabe erschienen.

**) Schelling, geb. 1775 in Württemberg, gest. 1854 in Ragaz (Schweiz) und Hegel, geb. zu Stuttgart 1770, gest. zu Berlin 1831, angeblich die Fortführer und Vervollkommner der Kantschen Philosophie, haben durch ihren Idealismus, der nichts als den Namen mit dem Kantschen gemein hat, durch ihr geistreiches, aber unwissenschaftliches, weil den fruchtbaren Boden der Erfahrung mißachtendes Spielen mit Begriffen die Naturphilosophie diskreditirt.

Die religiöse Kunst auf der akademischen Ausstellung in Berlin

Es ließ sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß die diesjährige Ausstellung der Akademie der Künste gegen voriges Jahr mit seiner Jubiläumsfeier erheblich nach Umfang und innerer Bedeutung zurückstehen werde. Freilich gab auch jene keine vollständige Vereinigung der bedeutendsten Schöpfungen der gegenwärtigen deutschen Kunst. Aber doch gebührte ihr das Verdienst, uns im großen und ganzen über den augenblicklichen Stand der bildenden Künste in Deutschland, über die Geschmacksrichtung des größern Publikums ebenso wie über die verschiednen Wege der Künstler, gut orientirt zu haben. Mit etwas mehr Beschränkung gilt das doch auch von der diesjährigen, vor wenig Tagen geschlossenen Ausstellung. Das Urteil über die ausgestellten Kunstwerke wird für die beiden Jahre ziemlich dasselbe sein müssen. Das Porträt, die Landschaft, das Genre haben alles andre weit hinter sich gelassen. Unverkennbar herrscht das Streben nach frappanter Wirkung vor. Die Wahl der Sujets beweist es nicht minder als die Art der Darstellung, wobei das koloristische Interesse immer mehr in den Vordergrund zu treten beginnt.

Das Gesamturteil bedarf aber für die **religiöse** Kunst der Einschränkung. Der Künstler, welcher an einem religiösen Vorwurfe arbeitet, hat mit andern Anforderungen zu thun als der Schöpfer eines profanen Genrebildes. Für ihn ist die künstlerische Tradition von ganz andrer Bedeutung; die Bedingungen, unter denen er schafft, sind stark veränderte gegenüber seinem nur auf lebendige Wiedergabe des unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Gegenstandes bedachten profanen Genossen.

Dehnt man den Begriff „religiöse Kunst" so weit aus als irgend möglich, so wird man auch hier Genre und Landschaft stärker vertreten finden. Allerdings nur an der äußersten Peripherie. Die Landschaften von **O. Achenbach** und **Bodenstein** werden in der ernsten düstern Wirkung nur gesteigert durch die lebendige Staffage eines Begräbnisses. Und auch bei dem farbenleuchtenden Bilde von **Graf Harrach**, das eine Mutter mit ihrem Sohne in der aufgehenden Sonne, Hand und Blick zum Himmel gehoben darstellt, wird das religiöse Motiv durch die mit sichtlicher Betonung wiedergegebene orientalische Landschaft beinahe aufgehoben. Von den Genrebildern gehört das allerliebste „Adagio" von **Herterich** — ein Engel spielt zwei auf Wolken ruhende kleine Engelsputti in Schlaf — und der Engel auf dem Weihnachtsmarkte von **H. Kaulbach** — das letztere weniger lebendig, auch nicht sehr glücklich in der Farbe — mehr der allgemein poetischen, als der poetisch-religiösen Phantasie an. Durch die bloße Betrachtung dem Inhalte nach kaum verständlich und den humoristischen Ton nicht völlig treffend ist das „Abendläuten" von **Keinke**; dagegen trotz der schon recht häufigen Wiedergabe des Motivs ist sehr ansprechend die „Morgenandacht" von **Fischer**: die Mutter ihr Töchterchen beten lehrend. Hierher gehört noch die Darstellung einer „Firmelung" von **Fleischer**, und die nirgends fehlenden betenden Nonnen; das eine Bild ist „Vision der Novize" benannt, aber man vergißt über dem Modellakte den religiösen Stoff.

Gering der Zahl nach sind die Schöpfungen der **historischen** Malerei. Ohne mit bestimmten Namen zu verknüpfen, deutlich in eine historische Periode weisend, ist die „Märtyrerin" von **A. Graß**. Auf der Bahre liegt ein junges Mädchen; das Haupt ist vom Körper getrennt. Zur Seite lehnt ein junger Mann das Haupt im Schmerze an die Mauer. Die Katakombenstaffage ist sehr getreu wiedergegeben. Ein Düsseldorfer, **Feldmann**, stellt den heiligen Valentin dar, ein epileptisches Kind heilend: ein sehr ausdrucksvolles Bild. In der bekannten hellen graublauen Farbengebung hat **Hellquist** auch seine „Sancta Simplicitas" gehalten; Hus schreitet zum Scheiterhaufen, Bauern tragen Holz dazu herbei, grimmig ihre Fäuste gegen den Verurteilten ballend. Das Bild interessirt aber mehr durch die kalte Farbenstimmung als durch die Lebendigkeit der Szene. Ganz eng verwandt sind die zwei Werke von **H. Vogel** und **E. Hildebrand**, beide die Spendung des heiligen Abendmahles darstellend. Jener knüpft an einen besondern Vorgang der Reformationsgeschichte an. Herzog Ernst der Bekenner von Braunschweig-Lüneburg empfängt aus den Händen von Urbanus Rhegius zum ersten male das Sakrament. Der andre hatte für die Aula des Gymnasiums zu Bielefeld das Abendmahl in beiderlei Gestalt darzustellen. Er kleidet die Abendmahlsgenossen in das Gewand der Reformationszeit und steigert dadurch die innere Lebendigkeit.

Mit den Einzeldarstellungen zweier Apostel lenken wir in das **biblische** Stoffgebiet ein. **V. Odesloes** Andreas, das Kreuz tragend, dunkel in der Farbe, ist eine etwas düstere Charakterfigur. **A. v. Heyden** hat in seinem Matthäus sehr lebhafte, fast auffällige Figuren- und Farbenkontraste gegeben. Der alte Evangelist ist ganz in Nachdenken versunken. Rechts hinter ihm schlägt ein Engel die Laute, links schaut ein kleiner Engelskopf herein. Ganz dunkel ist der Apostel gehalten, sehr licht die Engel.

Die Wirkung durch auffällige Gegensätze in der Farbe ist auch in einzelnen Darstellungen biblischer Erzählungen deutlich beabsichtigt, so in **Behmers** „Heilung des Kranken am Teiche Bethesda." Aber die Vertreter und Anhänger der älteren, das ideale Element ausschließlich betonenden Schulen mit ihrer anmutigen, bisweilen etwas gleichgiltigen Farbengebung sind bei weitem in der Mehrzahl. Es sind bekannte Meister, welche die hauptsächlichsten Arbeiten geschaffen haben. Vor allem gilt heute das Andenken dem vor wenig Wochen heimgerufenen Meister, **Karl Gottfried Pfannschmidt**. Mit ihm ist der bedeutendste Verteidiger des unbedingten Idealismus in der religiösen Kunst dahingegangen. Wir kennen alle seine begeisterte, fromme Gesinnung, seine große, unermüdete Thätigkeit, die vorwiegend der bildlichen Ausstattung der preußischen Kirchen zu gute gekommen ist. Auf der Ausstellung war er nicht ganz günstig vertreten. Das größere Bild, die drei Marien am Grabe, ist in den Stimmungen zu maßvoll gehalten, fast kühl; die beiden andern, Maria Magdalena und der Auferstandene und eine Maria mit Kind, welche sich an italienische Quattrocentisten anschließt, sind sehr sorgfältig ausgeführt, aber nicht bedeutend. Pfannschmidt ist in der Farbe viel lebhafter als **Plockhorst**, wie die unmittelbare Nachbarschaft ihrer Werke bewies. Der letztere war durch einen Guten Hirten und durch das Bild „Lasset die Kindlein zu mir kommen" vertreten, letzteres recht innig und anmutig in den Figuren. Ein zu weiches Moment, um nicht zu sagen ein Stück Sentimentalität, spielt bei Plockhorst fast stets hinein. Die Gestalt Jesu könnte mehr Kraft vertragen, der bekannte Kopftypus etwas von der Eleganz abgeben. Nur Kreidezeichnungeu waren von **Schönherr** da: eine heilige Sippe, unmittelbaren Anschluß an Raffael verratend, ein Guter Hirte im Typus unsrer neuromantischen Schule, und die Jünger zu Emmaus mit Hervorhebung des religiös-sakramentalen Momentes; ebenso von **Händler**: Christus, den Sturm beschwichtigend, und die Krankenheilung am Teiche Bethesda, fast affektirt im Ausdrucke, mit schematischen Charakterfiguren, sauberer, beinahe zu glatter Zeichnung. Die direkte Anknüpfung an alte Meister sprach auch aus der Madonna und dem Christus am Kreuze von **H. Bochenek**. Der letztere ruft sofort Dürers ergreifendes Bild in Dresden ins Gedächtnis, während **Heynachers** Bild „Die Jünger zu Emmaus" in Komposition und Farbengebung, namentlich in der konventionellen Landschaft, sich in den Schranken der idealen religiösen Kunstrichtung Pfannschmidts hält, nur in der starken Beleuchtung der drei Figuren durch die untergehende Sonne abweicht.

Das größte Aufsehen erregte auch dieses Jahr wieder der sich mit der idealen Malerei in vollem Widerstreite befindende jugendliche Meister, **Fritz von Uhde**. Sein Bild „Selig sind, die geistlich arm sind" zog entschieden unter den religiösen Gemälden das größte Interesse auf sich. Niemals fehlten davor Betrachter, und es kam regelmäßig dabei zu interessantem Meinungsaustausche. Man kann das Bild seiner Farbenwirkung nach nicht gerade glücklich nennen. Die brandroten Wangen möchte man gern missen, den Berghintergrund, das Grün der Wiese gern sorgfältiger behandelt sehen. Fast scheint auch diese Vernachlässigung absichtlich zu sein. Und in der That wird man von dem Inhalte so gepackt, daß man zunächst über das Technische ganz hinwegsieht. Im Vordergrunde rechts, fast nur in Rückenansicht, sitzt auf einer Holzbank Christus, mit leichtem Flaumbarte unter dem Kinn, braunem, ein wenig verwirrtem Haare, in langes, blaues Gewand gehüllt. Er spricht zu Leuten, die von der Tagesarbeit kommen mit Sense und Harken. Vor ihm kniet ein Bauernmädchen, die Hände betend aufeinandergelegt, in geblümte Kattunjacke gekleidet; ein Tagelöhner steht links, die Hände ineinander gelegt; ganz vorn sitzt ein Kind. Dahinter aber hat sich eine stattliche Gemeinde versammelt: alte Männer knieen neben Kindern, junge Bauern haben neugierig angehalten. Im Thalgrunde dampfen die Essen der Bauernhäuser. Abendstimmung ruht auf dem Bilde; tiefe Stille, aufmerksamer Ernst, innige Andacht liegt auf den Gesichtern. Nur eins stört — Christus. „Das soll Christus sein," unterwies hinter mir jemand seine Begleiter. Wir, die wir Uhde kennen, bedürfen der Interpretation dieser Figur nicht. Aber jeder Unbefangene wird sich nach ihr umsehen. Und seine Forderung ist billig. Hier liegt ein Mangel beim Kunstwerke vor, der zu berechtigter Klage Anlaß giebt. Man wird schwerlich gegen den Realismus triftige Gründe vorbringen können, wie er sich auch auf diesem Bilde äußert, gegen die Uebersetzung des Vorganges in die unmittelbare Wirklichkeit. Es hält nicht Stich, wenn man sagt, daß wir zu sehr Reflexionsmenschen seien, um reinen Gefallen daran haben zu können, oder daß Uhde zu tadeln sei, weil er nur durch Reflexion auf die realistische Kunst der Italiener, der Niederländer zu seiner Weise gekommen sei. Warum? So ganz sind wir doch nicht naiven Empfindens bar. Gewiß waltet da noch ein Unterschied: Jener Realismus wird uns bei historischen Szenen, wo wir durch unsre Reflexion ganz anders gebunden sind, anstößig sein; aber hier bei der Illustration eines an die Gemeinde aller Zeiten gerichteten biblischen Wortes braucht man sich doch nicht darüber aufzuregen, daß die dargestellte Gemeinde die Kleider unsrer Zeit trägt. Etwas ganz andres ist es um die Christusgestalt. Der Aufnahme eines gewissen idealen Elementes hat sich ja auch Uhde nicht verschließen können. Wer trägt sonst eine blaue Gewandung! Aber das reicht noch nicht aus zur allgemeinen Verständlichkeit. Eine Anlehnung an den normirten Typus hat keiner unsrer großen Künstler, auch die Niederländer nicht, verschmäht, noch ganz abgesehen davon, daß auch die letzteren, Rembrandt voran, die Gestalt unsers Herrn ungenirt mit bestimmten Hoheitsprädikaten ausgestattet haben.

Ohne jede nähere Charakterisirung war ein „Crucifixus" bezeichnetes Bild von **Stauffer-Bern**: ein junger Mann am Kreuze, nach oben blickend. Es wird wohl niemandem der bloße Augenschein und die kurze Benennung das Verständnis gegeben haben.

Die Malerei war wie immer weitaus am stärksten vertreten. Architektonisch Interessantes fand sich kaum in den wenigen Entwürfen unter Glas oder in den Mappen. Dagegen fesselten einige **plastische Werke** durch Komposition wie durch die sorgfältige Ausführung. **K. G. Pfannschmidts** Statuette, Maria, das Kind anbetend, trat durch die sehr geringen Größenverhältnisse zurück. **M. Klein** hatte eine Statuette „Hagar und Ismael," **Fr. Pfannschmidt** ein Relief „Christus und das samaritanische Weib" geschaffen, beide recht lebendig. Von dem letzteren war auch ein Christus am Kreuze: der Erlöser, ganz typisch im Kopfe, ist schon verschieden. Schmerzlich aufblickend, die Lippen leicht geöffnet, ist Christus am Kreuze von **Lütke** dargestellt; weißer Marmor auf Syenit. Von demselben war ein Hochrelief in weißem Marmor: das dornengekrönte Haupt des Erlösers, in edler Würde, dabei mit tiefem Ausdrucke des Schmerzes und sehr sorgfältig ausgeführt; Haar und Augen leicht getönt. Die einzige figurenreichere größere Komposition war eine Madonna mit Kind, an den Seiten knieende Engel, von **Peschke**, sehr glücklich in den Linien, Maria mit starkem individuellen Gepräge.

Auch eine Anzahl von Grabmonumenten war ausgestellt. Wie leicht kann man hier mit den einfachsten Mitteln etwas Ansprechendes leisten. Aber es fehlte an glücklichen Gedanken, wie an der Ausführung. Die meisten waren ohne spezifisch christlichen Gedankengehalt; fast alle ließen kühl. **Kaffsack** läßt einen breit drapirten Vorhang zurückschlagen und zeigt die emporschwebende „befreite Seele." Putti spielen neben ihr mit Rosen. Darunter steht die Urne. Ein großes Grabmodell, in der Mitte eine sitzende trauernde Frau, an den Seiten zwei biblische Szenen in Relief, war eigentlich das einzige mit christlichen Gedanken.

Gering war auch die **reproduzirende** Kunst vertreten. Ein neuer Stich der Mittelpartie der sixtinischen Madonna von **Dröhmer** ist sehr zart gehalten, aber wenig lebendig. Dagegen hätten wir die beiden Bilder, E. von Gebhardts Himmelfahrt und Kreuzigung (das erstere sicher, das zweite wahrscheinlich von ihm) mit dem geradezu fürchterlichen Christus, ihres beleidigend vortretenden Naturalismus wegen lieber unreproduzirt gesehen.

Man begreift, wie sich gegen eine derartige Auffassung mit aller Macht erhebt, was noch ein wenig Bedürfnis und Verständnis von den idealen Aufgaben der Kunst hat. Aber nicht in dem absoluten Idealismus ruht das Heil unsrer Kunst, unsrer evan-

gelischen Kunst, auch nicht in einem zum Naturalismus überlenkenden Realismus. Wir wollen kräftiges, frisches Leben auch für unsre religiösen Darstellungen. Aber so lange wir Kunst und gemeine Wirklichkeit scheiden, in jener die Macht sehen, uns über die Alltäglichkeit hinauszuheben, ist uns auch der Idealismus von der Kunst untrennbar. Und zumal von der religiösen Kunst. Rembrandt und seine Genossen haben deutlich den Weg gezeigt, wie man die Früchte der Reformation ästhetisch verwerten kann und muß. J F

Feuerbestattung

2

Die Frage der Leichenverbrennung hat aber für uns noch eine andre, ernstere Bedeutung — die kirchliche und christliche. Vonseiten angesehener Theologen und einfacher Christen sind gegen die allgemeine Einführung der Feuerbestattung, ja gegen diese selbst die schwersten religiösen Bedenken laut geworden.*) Wie verhält sich nun nach unsrer Auffassung das Christentum und die Kirche zu dieser Frage?

Die Freunde der Leichenverbrennung wiederholen unermüdlich, daß diese ganze Frage überflüssig sei, da es für den Christenstand des Einzelnen und für sein Seelenheil ganz gleichgiltig sei, ob er sich begraben oder verbrennen lasse. Ja, sie weisen darauf hin, daß zahlreiche fromme Christen in ihren Reihen zu finden seien. Wenn sie freilich dabei die Herren Virchow und Häckel auch unter die „guten Christen“ zählen, wie thatsächlich geschehen ist (Flamme, Jahrgang 1885, Seite 154), so macht uns das ein wenig stutzig. Und wir werden das noch mehr, wenn wir den ganzen Ton vernehmen, in welchem von dieser Seite über Religion und Kirche, Glaubenslehre und Geistliche geredet wird — ein Ton, der etwas sehr aufgeklärtes und „tolerantes“ haben mag, aber doch des öftern Nebentöne durchklingen läßt, die recht antikirchlich schallen, oder doch in diesen Dingen eine Naivität bezw. Unkenntnis verrät, die uns nicht sonderlich zusagt. So z. B. wird in dem Feuerorgan mit Wohlgefallen einmal die Thatsache verzeichnet, daß einer der glühenden Lichtfreunde sich bereits die Urne gekauft habe, in welcher einst seine Asche beigesetzt werden solle; daran wird die neue Weisheit ganz ernsthaft geknüpft: „Wer den Tod so ohne Furcht herankommen und in ihm nur die Pforte zur Unsterblichkeit sieht, ist der wahre Philosoph.“ Leider erhält solche „Philosophie“ einen Stich ins Frivole, wenn ein andrer Feuerfreund frohlockend mitteilt, er sei nicht nur bereits im Besitze seiner Aschenurne, sondern habe sich auch schon die Kiste machen lassen, in welcher er nach Gotha zum Feuerofen transportirt zu werden wünsche, ja den dazu gehörigen Frachtbrief habe er sogar eigenhändig geschrieben.

Auch klingt es nicht gerade sehr christlich-kirchlich, wenn im Anschluß an die Nachricht von der Leichenrede eines Nichtgeistlichen (bei Weigerung des betreffenden Geistlichen) das Endurteil lautet, daß diese Rede wegen der ergreifenden Schilderung des Verstorbenen „einen unendlichen Vorzug verdiene vor den stereotypen Bildern, mit welchen man in Ermangelung lebendiger Gedanken durch Gewohnheitsredner abgefunden werde.“ Ja, wer freilich am Grabe nichts will als einen „schönen Nachruf“ und wer in der trostreichen Botschaft von dem lebendigen Gottessohne keine „lebendigen Gedanken“ zu finden mag — der wird freilich an christlicher Sitte und kirchlichem Brauch nicht viel Freude haben. Nein, es läßt sich nicht leugnen, es haben sich zu besonders lebhaften Verfechtern der Feuersache Leute aufgeschwungen, die man mit dem besten Willen nicht „gute Christen,“ d. h. Christen aus vollster Ueberzeugung und mit kirchlicher Bethätigung ihres Glaubens, nennen möchte.*)

Damit soll nicht etwa von vornherein behauptet werden, daß alle Freunde der Leichenverbrennung durchweg offenbare Unchristen, blinde Heiden sein müßten. Gewiß nicht; sondern wir glauben in der That, daß der Gnadenstand eines Christen durch das Für oder Wider in dieser Frage nicht berührt zu werden braucht, ja auch daß die Leichenverbrennung nicht ohne weiteres gegen unsre christliche Glaubenslehre streitet. Wir können niemanden in seinem Seelenheil gefährdet sehen, der sich zur Freundschaft mit der Feuerbestattung hinneigt, weil wir keinen Artikel unsrer christlichen Glaubenslehre finden können, wider den diese Beerdigungsweise verstieße. Denn niemand wird behaupten wollen, daß durch die Verbrennung die Gemeinschaft mit Gott oder die Auferstehung des Fleisches gefährdet sei. Was würde dann aus all den Märtyrern, die um ihres Glaubens willen den Feuertod litten und deren Asche in alle vier Winde gestreut wurde, ja aus all den tausend und abertausend Christen, die in den ungewöhnlichsten Todesarten sterben mußten ohne jede Art der Beerdigung. Es heißt an Gottes Allmacht zweifeln, wenn man meint, daß uns die Feuerbestattung scheiden könne von dem, von welchem uns doch weder Hohes noch Tiefes noch keine Gewalt im Himmel und auf Erden scheiden kann, weil wir durch Christum unsern Herrn mit ihm verbunden wurden. Von einer Zusammenfügung aber der im Tode aufgelösten Bestandteile des irdischen Leibes enthält die Schrift nichts, nichts davon, daß wir die Leibesform, in welcher wir sterben, mit allen Bestandteilen so, wie Seele und Geist sie verlassen haben, wieder erhalten werden. Die Gewährung der neuen Leiblichkeit ist durchaus als ein schöpferischer Akt Gottes aufzufassen. In dem diesseitigen menschlichen Leibe ist nur der Keim zu einem neuen Leibe enthalten, der ein geistlicher, himmlischer Leib sein und das Bild des himmlischen Leibes Christi tragen wird (1. Kor. 15, 35 ff.). Das alles aber wird durch die Verbrennung der Leiche nicht gefährdet oder unmöglich gemacht.

Nun höre ich die Frage: So bist du also doch ein Freund der Feuerbestattung? Ich antworte: Nein, tausendmal nein! Nur das will ich nicht, daß jeder, der sich dieser Sache zuneigt, verketzert und seines Christenstandes für verlustig erklärt werde. Nur das will ich, daß man anerkennen soll, ein wahres Christentum sei möglich auch in Verbindung mit dieser Leichenverbren-

---

*) Vergl. die beiden neuesten in dieser Sache erschienenen Schriften vom Standpunkte der Verbrennungsgegner aus; beide etwas einseitig, weil befangen in den Vorurteilen einer bestimmten kirchlich-theologischen Richtung, aber doch beide höchst empfehlenswert, weil sachkundig und den Stoff erschöpfend geschrieben; nämlich 1. Grab oder Urne? von Georg Friedrich Fuchs. Heilbronn, Henninger (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Band XII, Heft 2), 43 Seiten, 1 Mk.; 2. Die Leichenverbrennung innerhalb der christlichen Kirche. Eine historisch-theologische Studie von Karl Sartorius. Basel, Detloff, 1886. 55 Seiten, 80 Pf.

*) Von mehrseitigem Interesse ist ein Vorkommnis, welches wir der „Neuen Flamme“, dem Organ des Vereins für Feuerbestattung, entnehmen:

Der Lehrer an der königlichen Ritterakademie in Liegnitz, Professor Dr. Brosin, Stadtverordneter und Mitglied des Gemeindekirchenrats zu U. L. Frauen, war Vorsitzender des Liegnitzer Vereins für Feuerbestattung. In dem Verein hielt im März d. J. eine Frau Henrich-Wilhelmi, die Verfasserin einer Schrift über Feuerbestattung, einen öffentlichen Vortrag, in welchem sie entgegen der ihr auferlegten Verpflichtung das religiöse Gebiet beschritten und auf demselben eine unpassende Polemik eröffnet hatte. Herr Brosin hatte in dem überfüllten Saale keinen Platz mehr gefunden. Das Provinzialschulkollegium forderte Herrn Brosin zu einer protokollarischen Erklärung über die beregten Vorgänge auf und erließ am 19. April eine Verfügung, wonach Brosin aufgegeben wurde, „sofort aus dem Verein auszutreten“ und zwar, wie es in der Verfügung heißt, „in Erwägung, daß der Verein und namentlich Ihre Beteiligung, da Sie Lehrer an einer öffentlichen Unterrichtsanstalt sind, vielfache Beunruhigung und lebhaftes Aergernis bei den Eltern der Schüler und den ihnen nahestehenden christlichen Kreisen verursacht hat.“ Herr Brosin leistete der Verfügung Folge, wendete sich aber beschwerdeführend an den Kultusminister mittels einer Eingabe, in der unter anderm konstatirt wurde, daß von seiten des Gemeindekirchenrats und der Gemeindevertretung zu U. L. Frauen, denen Beschwerdeführer angehöre, an seinem Eintritt in den Verein für Feuerbestattung und an seinem Verbleiben in demselben nicht der mindeste Anstoß genommen worden sei. Auf diese Eingabe erfolgte nun unter dem 31. Mai ein Erlaß des Kultusministers, der das Verfahren des Provinzialschulkollegiums billigte und dabei das Prinzip aufstellte, „die bürgerlichen Rechte eines jeden Beamten, also auch eines Lehrers, sind denjenigen Beschränkungen unterworfen, welche die Stellung des Beamten fordert; für die gedeihliche Wirksamkeit eines Lehrers an einer höheren Schule insbesondre ist das Vertrauen der Eltern der Zöglinge ein so wichtiger Faktor, daß die Aufsichtsbehörde verpflichtet ist, über die ungeschmälerte Erhaltung dieses Vertrauens im einzelnen Falle sorgfältig zu wachen und eventuell die erforderlichen Maßregeln zu treffen.“ D H

nungssache. Wider die christliche Glaubenslehre verstößt die Leichenverbrennung nicht, auch wider die christliche Sittenlehre nicht — das ist meine Meinung, so sehr ich auch einsehe, wie die Freunde der Feuerbestattung zum guten Teile Feinde des Kreuzes Christi sind oder sich doch gleichgiltig und lau gegen Christum verhalten. Aber schwere, sehr schwere Bedenken habe ich gegen diese moderne Feuerfrage, Bedenken als Christ und Glied meiner Kirche.

Zunächst das schon erwähnte, daß mir von vornherein das Gebaren so vieler nicht gefallen mag, die sich mit dem neuen „menschenfreundlichen Ideale“ brüsten. Bei denen kann man wohl hören, wie während der Verbrennung der Leiche über dem Schornstein ein „leichtes, lichtes Wölkchen“ schwebe, das sich „bald als der flüchtige Rest eines Erdendaseins dem Weltraum mitteilt,“ und ähnliche sentimentale oder heidnische Redensarten, aber blutwenig von christlichen Ideen, von Auferstehungshoffnung, von der Erlösung durch Christum. Wohl ein phantastisches Sichhinwegtäuschen über den Ernst und die Schrecken des Todes und ein seltsamer Kultus des Feuers begegnet uns dort, aber so wenig von dem, was uns im Leben und Sterben Gewißheit und Trost ist.

Noch ernster aber wiegen folgende Bedenken.

Die Leichenverbrennung bricht mit der christlichen Sitte hinsichtlich der Totenbestattung, die bis auf die Zeit des Urchristentums zurückgeht. Die ganze heilige Schrift Alten und vor allem Neuen Testaments, die ganze christliche Kirche kennt und übt als einzige Weise der Bestattung das Begraben. Das heidnische Verbrennen ist von vornherein eine Bestattungsform der Reichen, Hohen, Edeln und Helden. Die christliche Lehre aber wollte den Armen wie den Reichen, den Knecht wie den Herrn bestattet wissen. Und so vielfach verschieden die Sondergestaltungen der Kirche gewesen sind, so heftig sie sich untereinander nach Lehre, Kultus, Verfassung und Sitte befehdet haben, hat doch die christliche Kirche zu jeder Zeit und an allen Orten keine andre Bestattungsweise geübt als das Begräbnis. So wurde das Grab die aller Christenheit hochheilige Stätte, da „der wunderliche Krieg“ zum Siege hinausgeführt wird, da das Leben verschlingt den Tod, der es verschlungen.

Die Leichenverbrennung bricht mit der christlichen Sitte liturgisch: denn alle Kirchengebete und alle Kirchenlieder, ja auch alle Bibelworte, die auf die Totenbestattung sich beziehen, haben das Begraben des Toten zur unumstößlichen Voraussetzung. Wie mag man so kurzer Hand fordern: Kirche, gieb deine Erfahrung, den Schatz deines Trostes in Sprüchen, Gebeten, Liedern u. s. w. hin. Ihn würde die Verbrennung uns rauben, ohne Ersatz zu bieten. Denn die neue Poesie, welche die Urne hervorruft, scheint uns ziemlich aussichtslos; bis jetzt ist sie äußerst dürftig. Wie oft hat man gefordert: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Die christlich-kirchliche Beerdigung hat eine reiche Fülle goldner Früchte in silberner Schale in ihrer Liturgie und ihrer Liederdichtung, in ihrer Predigt und erbaulichen Literatur getragen, und zum Dank sollen wir den Baum jetzt schnellbereit abhauen?

Die Leichenverbrennung bricht mit der christlichen Sitte in ihrer volkstümlichen Ausprägung: denn so verschieden im Einzelnen die Gebräuche bei der Totenbestattung sein mögen, ins Grab legen sie alle ihre Dahingeschiedenen als in die letzte irdische Ruhestätte; der Friedhof ist ihnen allen ein Gottesacker, wo das verwesliche Samenkorn niedergelegt wird in der Hoffnung, „daß es entkeimen werde“ zur künftigen Auferstehung. Die Sitte ist im Volke die erste Großmacht, und wer eine mit dem Glaubensleben zusammenhängende Sitte antastet, der gefährdet auch dieses selbst. Welche Verwüstung in den tiefsten Empfindungen und Ahnungen der Volksseele, welche Verödung im Volksgemüt würde angerichtet werden, wenn es je gelänge, die Leichenverbrennung an die Stelle des Begräbnisses zu setzen!

Das natürliche Gefühl empfindet es als eine Rohheit, die Leichen geliebter Menschen anzutasten. Die geringste Rücksichtslosigkeit in der Behandlung derselben genügt, um es aufs Tiefste zu verletzen. Und nun das Ausliefern der Toten in den Brennofen! Dieses Einwilligen, Mithelfen zur möglichst raschen gewaltsamen Zerstörung des auch in entseeltem Zustande noch vorhandenen Menschenbildes! Nach dem Worte Gottes soll der entseelte Körper dahin, woher er gekommen ist: der Christ verschmäht es daher als Regel und Gewohnheit, die Leiche zu konservieren und den Schein des Lebens durch künstliche Mittel hervorzuzaubern. Aber auf der andern Seite verwirft er die Art, durch künstliches Dazuthun die Auflösung der irdischen Ueberreste zu beschleunigen, den irdischen Stoff, der die Wohnung des Geistes war, gleichsam mit eigner Hand zu zertrümmern und möglichst schnell aus der Welt zu schaffen.

Und nun noch eine praktisch-kirchliche Frage: Wie soll es stehen mit der Beteiligung von Geistlichen bei Feuerbestattungen? Die Antwort ergiebt sich schon von selbst aus dem vorhergehenden. Wir können es wohl verstehen, wenn seitens der Kirche bei der Verbrennung selbst oder Beisetzung der Asche die Beteiligung verweigert wird. Es widerspricht das eben ihrer Sitte. Und noch dazu will mir die Art, wie z. B. in Gotha die Leichen in den Feuerofen versenkt werden, eine besonders unwürdige scheinen, weil dadurch — absichtlich oder absichtslos — das Versenken in das Grab nachgebildet wird, die Feier also doch immer auf eine Scheinbeerdigung hinausläuft.

Aber anderseits vermögen wir es auch nicht zu billigen, wenn die, welche nun einmal Verbrennung ihrer Leiche verfügt haben, auf gleiche Stufe mit den Selbstmördern gestellt oder noch geringschätziger wie diese behandelt werden, also die Kirche in keiner Weise sich bei ihrer Bestattung beteiligt. Ich meine, daß eine kirchliche Feier im Hause vor Ueberführung der Leiche zum Ofen recht wohl stattfinden kann, ohne daß die Kirche sich dabei etwas vergiebt. Das „Aussegnen“ der Leiche, wie es in Baiern den Geistlichen auch in solchen Fällen gestattet ist, sollte überall erlaubt, keinesfalls verboten sein. Man kann sein Verhalten dabei jedem Geistlichen recht gut überlassen; sein Takt und sein Gewissen werden ihm das Richtige eingeben. Für die Hinterbliebenen, die vielleicht nur widerwillig den auf Verbrennung gerichteten Wunsch des Verstorbenen erfüllen, ist es hart, jedes kirchlichen Beistandes entbehren zu sollen; der aber könnte ihnen im Hause recht wohl gewährt werden, und der Entschlafene ginge so nicht aller kirchlichen Ehren verlustig. Geleitet ihn die Kirche auch nicht zur Urne, so steht sie doch bei ihm auch im Tode mit Wort und Segen.

Trotz alledem wünschen und glauben wir, daß der modernen Bewegung nach diesem „menschenfreundlichen Ideale“ hin bald ein Ziel gesetzt sein werde. Der Frühlingstraum unsers wackeren Volksvertreters aber, von dem wir anfangs berichteten, möge nur ein Traum bleiben; nicht alle Blütenträume reifen. R B

Bilder aus dem kirchlichen Leben Finnlands

2*)

Was ist unter der von uns behaupteten inneren Stärke des finnischen Volkes gegenüber der erdrückenden äußeren Uebermacht des russischen Reiches und der griechischen Kirche zu verstehen? Warum sollten die Finnen sich weniger leicht durch russische Vorspiegelungen bethören und durch griechische List und Gewalt zum Abfall von der evangelischen Kirche bewegen lassen als die Esthen und Letten?

Die starke Wurzel dieser inneren Kraft muß doch wohl in dem echt frommen Sinne gesucht werden, der die breiten Volksschichten im allgemeinen noch durchdringt. Der Finne ist langsam und schwerfällig, aber gründlich und tief. Er liest nicht nur gern, sondern denkt auch nach und grübelt über die schwersten Fragen. Er ist bedürfnislos und unabhängig von materiellen Gütern; besonders ist sein Erwerbssinn sehr wenig entwickelt. Die Besitzenden verschwenden gern, leben auf großem Fuße und über ihre Mittel hinaus — übrigens eine skandinavische Eigentümlichkeit —; das Volk begnügt sich mit dem notdürftigsten Unterhalte. „Während der Finne abwechselnd vergeudet und hungert, werden die Fremdlinge reich auf seine Kosten,“ sagt ein angesehener Finnländer, Z. Topelius, durch seine trefflichen Erzählungen neuerdings auch in Deutschland

*) Vergl. Nr. 29.

bekannt geworden. (Nebenbei: mit den Fremdlingen sind die Deutschen gemeint!) Runeberg, der hervorragendste Dichter Finnlands, erzählt in einem ergreifenden Gedichte: „Geduld und Entbehrung," wie der Bauer Paavo einen Mißwachs nach dem andern über sich ergehen läßt, seine verzweifelnde Frau tröstet:

Der Herr prüft uns nur, verläßt uns nicht.
Mische du ins Brot nun Birkenrinde;
Ich werd' umso größre Gräben ziehen,
Doch vom Herrn will ich die Frucht erwarten.

Und als nun endlich die Ernte gerät und beide sich der überstandenen Prüfung mit demütigem Danke freuen und die Frau jubelt, jetzt Brot ohne Rinde backen zu können, da ergriff er seines Weibes Hand und sagte:

Frau, o Frau, nur der besteht die Prüfung,
Der den dürft'gen Nächsten nicht verläßt.
Mische du ins Brot zur Hälfte Rinde,
Denn erfroren steht des Nachbars Acker.

Kann echte evangelische Frömmigkeit schöneren Ausdruck finden? So erhebt sich wirklich der Finne über die Welt in seinem einfältigen Sinne und seiner einfachen Lebenseinrichtung; nicht wie die Lazzaroni, die ebenfalls bedürfnis-, aber auch gedankenlos in den Tag hineinleben, da die üppige Natur ihren Lebensbedarf leicht befriedigt: der Finne läßt sich durch die ernste, rauhe Natur seines armen Landes, dem er mit Mühe das Notwendigste abgewinnt, nach oben weisen, und die langen Winterabende geben ihm reichlich Zeit zum Nachsinnen.

So unabhängig von der leiblichen Speise, so empfänglich ist der Finne für geistliche. Die geistigen Bewegungen ergreifen stets auch die untersten Volksschichten. Besonders mächtig war eine pietistische Bewegung, welche in den vierziger Jahren von einem Bauer ausging, weite Kreise, auch die Geistlichkeit, ergriff und in ihren Nachwirkungen noch jetzt fortlebt. Alle Sekten finden hier einen fruchtbaren Boden; sie fassen in dem so empfänglichen Volke, sowohl auf dem Lande wie in der Stadt, festen Fuß: seltsamerweise, muß man doch sagen, da sie ja, wie im ersten Aufsatz bemerkt, rechtlich noch gar nicht zulässig sind. Aber die Einsicht der Hirten und Oberhirten der Kirche nimmt hier auf das religiöse Bedürfnis des Volkes mehr Rücksicht als auf den Buchstaben der Kirchenverfassung und behandelt mit evangelischer Weisheit diese Erscheinungen nach dem Rat des Gamaliel Apostelgeschichte 5, 38 f. Eine der eigentümlichsten Sekten ist die der Lästadianer oder Hihuliten, deren Mitglieder sich durch besonderen sittlichen Ernst, nüchternes und fleißiges Wesen auszeichnen, sodaß man keine zuverlässigeren Arbeiter und Dienstboten haben kann als aus dieser Gemeinschaft, wenn man ihnen auch einige Absonderlichkeiten zu Gute halten muß, nämlich daß zuweilen „der heilige Geist über sie kommt" und sie zu allerhand Thorheiten treibt, auch daß sie sonst den zudringlichen Bekehrungseifer und geistlichen Hochmut mit anderen Separatisten teilen. In Bezug auf die Früchte des Glaubens beweisen diese Sekten jedenfalls oft mehr Christlichkeit, als die Richtung, welche sich hier vorzugsweise „evangelisch-lutherisch" nennt und die Predigt von dem „Evangelium der freien Gnade ohne die Werke" so betreibt, daß „die Werke" einen gar schlimmen Stand bekommen und fast als überflüssig erscheinen. So kann es bei diesen Leuten vorkommen, daß ein sehr böses Werk mit der Redensart abgethan wird: „Da ist der Teufel einmal über mich gekommen, und nun ist alles wieder gut; denn ich glaube ja an die Gnade und bin ja getauft." Das opus operatum der Taufe und des Glaubens leistet alles; von der Anselmschen Versöhnungstheorie wird nicht ein Titelchen nachgegeben, ja diese Begriffe und dogmatischen Formeln von der Gnade, Taufe, Glaube und stellvertretenden Genugthuung werden mit einem wirklichen Fanatismus verfochten. Und das soll Luthersches Christentum sein! Diese Richtung, die einflußreichste in der finnischen Landeskirche, will gerade Luthers Lehre und Luthers Schriften in dem Volke den Sekten gegenüber wieder lebendig machen; auch hier thäte es darum dringend Not, in unserm „Lehrvater," wie man hier sagt, Luther den Scholastiker, wie er aus der Mutterkirche hervorging, und den evangelischen Reformator, der ein neues Wesen des Glaubens und der Gemeinschaft mit Gott verkündete, unterscheiden zu lernen. Immerhin finden sich auch unter den Trägern dieser Richtung sehr lebendige und eifrige Geistliche, die an ihrem Teile mit helfen, die etwas sehr erstarrte Volkskirche wieder in den vollen Strom kirchlichen Bewußtseins und doch wohl auch christlichen Lebens zu bringen. Die Begeisterung, mit der große Volksmengen ihnen anhängen, hat wirklich etwas Rührendes.

Ja, was wäre unter diesen so lernbegierigen Finnen auf diesem wohl mit Dornen und Steinen durchsetzten, aber sonst tiefen und guten Ackerfelde auszurichten, wenn nur überall die rechten, evangelisch lebendigen Lehrer und Führer da wären, wenn die Klagen der Separatisten über eine erstorbene Staatskirche, welche nicht nur offene Spötter ohne die mindeste Zucht duldet, sondern auch unter den Pastoren notorische Trinker erträgt, die Klagen über ungeistliche, tote Geistliche, die Klagen über rein dogmatische und dazu mechanische religiöse Unterweisung alle gänzlich unberechtigt wären! Hier kommt wirklich noch alles allein auf die Pastoren, ihre christliche Persönlichkeit und evangelische Einsicht und Weisheit an; das Volk hängt noch, soweit es nicht durch städtische „Bildung" und „abendländische Kultur" aufgeklärt, oder geblendet und bethört ist, mit unbedingter Ergebenheit an seinen geistlichen Führern. Das Amt trägt hier noch den Stand und den Mann.

Wir haben aber nun das Bild von der inneren Kraft der Finnen, ihrem religiösen Bedürfnis und Empfänglichkeit mit so breiten Schatten versehen, daß man wohl etwas verwundert fragen kann: Soll denn darin der Vorzug und die Widerstandskraft des finnischen Volkes im Vergleich zu den Esthen und Letten und ihrem Abfall bestehen? Oder wollen wir letzteren den religiösen Sinn völlig absprechen? Gewiß nicht; die schmerzliche Reue der meist unwissend Bekehrten bezeugt ja schon das Gegenteil. So meinten wirs nicht; aber die innere Kraft des religiösen Sinnes hat sich in dem kirchlichen Leben Finnlands schon einen so starken und bewußten Ausdruck gegeben, hat sich schon so lebendig in allen Richtungen kirchlicher Wirksamkeit entfaltet, daß sie in dieser Beziehung wohl der baltischen Kirche gegenüber als bevorzugt und überlegen gelten muß. Denn die finnische Landeskirche ist keineswegs, wie man etwa nach dem oben Mitgeteilten schließen möchte, eine bloße „Pastorenkirche"; mit größerem Rechte könnte man vielmehr die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen als solche bezeichnen. Das finnische Volk als solches nimmt an den wichtigsten kirchlichen Lebensäußerungen Teil. Auf die sehr freisinnige, fast demokratische Kirchenverfassung wiesen wir schon im ersten Aufsatze hin. Viel wichtiger aber erscheinen uns die großen, aus dem Volke selbst hervorgegangenen Bestrebungen und Anstalten. Finnland hat seit über fünfundzwanzig Jahren eine eigne Missionsgesellschaft, welche 1869 etwa acht Missionare entsandte, die sich an die rheinische Mission in Südafrika anschlossen und deren Arbeit nach Norden zu unter den Ovambos fortsetzten. Dieses Missionsunternehmen wird von eigentlichster Popularität, einem Volksinteresse edelster Art, gehegt und gepflegt. Ebenso hat die innere Mission in den letzten Jahren energischen Aufschwung gewonnen. Gefängnisverein, Magdalenensache, Herbergswesen, Stadtmission, alles kommt mehr und mehr in Fluß. Eine ganz besonders lebhafte Fürsorge wenden aber die Finnländer ihren Landsleuten auf der See zu; die finnische Seemannsmission hat drei Stationen mit besoldeten Predigern, in London, Grimsby und Newyork. Hierin liefert das kleine Volk neben den Norwegern dem deutschen „großen Vaterlande," wie man hier etwas spöttisch sagt, ein beschämendes Vorbild! Auch den Deportirten in Sibirien wird christliche Teilnahme zugewendet.

Die allergrößte Beachtung aber verdient die gegenwärtig volkstümlichste Bewegung, nämlich die Bekämpfung des nationalen Lasters der Trunksucht durch die Mäßigkeitsvereine. Dieselben haben Erstaunliches geleistet. Alle sonstigen humanen Vorschläge und Einrichtungen, das anderswo oft noch zu hoch geschätzte Gothenburger Ausschanksystem, hatten sich hier als gänzlich wirkungslos erwiesen. Da wurde vor vier Jahren der Mäßigkeitsverein in der Hauptstadt neu organisirt, und mit einem kräftigen Impuls verbreitete sich die Bewegung rasch über das ganze Land, ergriff alle Schichten der Bevölkerung und übte bald schon einen bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Mei-

nung und dadurch auf die Gesetzgebung aus. So ist es in kurzer Frist erreicht worden, daß alle Städte Finnlands den Ausschank von Branntwein wesentlich beschränkt, einige sogar ganz aufgehoben haben. Dabei hält sich die Richtung frei von englisch-amerikanischen, unevangelischen Extravaganzen, stellt sich aber mit Entschiedenheit auf christlichen Boden; ihr ausgesprochenes Ziel ist allerdings das völlige Verbot aller Spirituosen! Keineswegs ist dies ein von den Pastoren gemachtes Treiben, vielmehr steht die Geistlichkeit der Sache nicht überall günstig gegenüber. Umsomehr möchten wir diese spontane Volkserhebung gegen den gefährlichsten inneren Erbfeind, eine Erhebung, deren Plötzlichkeit und schneller Erfolg bei dem schwerfälligen Volkscharakter doppelt in Erstaunen setzen muß, für ein besonders deutliches Zeichen der inneren sittlich-religiösen Stärke und Lebenskraft des finnischen Volkes ansehen.

Ueberhaupt aber bilden die Finnländer eine vollständige, selbstbewußte und verhältnismäßig hoch kultivirte, jedenfalls sehr bildungsfähige und bildungseifrige protestantische Nation, welche schon als solche von dem nichtigen Blendwerk der griechischen Kirche sich nicht imponiren läßt und etwaigen Bekehrungsversuchen zähen Widerstand entgegensetzen wird. Dazu kommt, daß Geistlichkeit und Volk, auf dem Lande wenigstens, sich vollkommen eins wissen und letzteres in seinen Seelsorgern nicht etwa die des Vertrauens nicht ganz würdigen Fremden sieht, wie es doch in den Ostseeprovinzen vielfach der Fall ist.

Unzweifelhaft wird also nach unsrer Ansicht die innere Kraft der finnischen Nation sich den von Osten eindringenden Einflüssen und Gewalten gegenüber widerstandsfähig genug erweisen auf lange Zeit. Ob aber die von Westen her durch tausend Kanäle sickernden trüben, giftigen Fluten des Unglaubens und der Unsittlichkeit das finnische Volk ebenso gewappnet finden, das ist eine andre Frage. Die oberen Kreise sind schon in bedenklichem Maße von dieser Seuche des theoretischen und praktischen Naturalismus ergriffen. Zu den öffentlichen Vorträgen des Unglaubens, welche der früher erwähnte Dr. von Bergen hielt, kam in diesem Frühjahre ein viel schamloseres und die ernsteren Kreise wahrhaft beschämendes Seitenstück hinzu, die Vorträge der Unsittlichkeit, mit denen der schwedische Literat von Geijerstam auftrat, ebenfalls von einer sehr großen, „gebildeten" Gesellschaft beiderlei Geschlechts lebhaft beklatscht! Daß die Kirche den gebildeten Ständen so einflußlos und ohnmächtig gegenübersteht, ist allerdings eine schlimme Schattenseite des kirchlichen Lebens in Finnland und weist auf schwere Gebrechen, besonders wohl auch in der religiösen Unterweisung, hin. Aber ist es in Deutschland viel besser? R H

Aus Italien

(Die Cholera) Die Zustände in Messina sind bejammernswert. Es haben sich 30 000 Einwohner geflüchtet; Lebensmittel sind wenig vorhanden; das Elend der ärmeren Klassen ist unbeschreiblich groß. Mit welcher Heftigkeit die Krankheit auftritt, erhellt auch daraus, daß drei der ersten Beamten von derselben hingerafft worden sind. Der schwerste Mangel zeigt sich in Hinsicht des Wassers; dieses ist schlecht, nur aus Zisternen geschöpft, und sollte nur getrunken werden, nachdem es vorher gekocht worden ist. Wie sollen aber jene Tausende, die keine Feuerung kaufen können, Wasser kochen? Man hat daher eine Maschine öffentlich aufgestellt, welche die Armen mit gekochtem Wasser versieht. — In zahlreichen Orten Kampaniens hat sich die Cholera, wenn auch nicht so verheerend, gezeigt, z. B. in Castellamare, Pozzuoli, Resina u. s. w. Ueberall ist aufs neue das Elend der ärmeren Klassen zu Tage getreten und wie erbärmlich es überall mit Ernährung und Wohnung aussieht. Der Papst hat 10 000 Lire nach Messina geschickt; weit größere Summen hat der König verteilen lassen. Was wird Regierung und Volksvertretung thun, um die Quellen des Unheils zu verstopfen? T

(Verwahrloste Kinder) Am 10. September hat der Ministerpräsident Crispi dem Sindaco von Rom 10 000 Lire zugehen lassen, um sich derjenigen Kinder der Stadt anzunehmen, welche, gänzlich verwahrlost, als Bettler und werdende Diebe sich auf den Straßen der Hauptstadt herumtreiben. Man muß staunen. Worüber? Etwa über jene Summe? Nein, sondern darüber, daß der Vatikan niemals Erziehungsanstalten für solche Verwahrloste geschaffen hat! Darüber, daß erst jetzt solche Dinge ins Werk gesetzt werden, und zwar nicht durch den Papst, sondern durch einen Minister! — Der Papst hat soeben für höhere Lehrzwecke den Palast Altemps in Rom gekauft, hat soeben für schweres Geld einen Teil des vatikanischen Museums mit Gemälden zieren lassen, hat dem Lateran eine neue Apsis und eine große Orgel geschenkt. Was geschah für die verwahrlosten Kinder?! Man ließ sie auf der Straße, wo sie betteln. Das päpstliche Rom hat nie einen Wichern erzeugt, hat kein „Rauhes Haus" gebaut. Der Minister Crispi hat mit jenen 10 000 Lire doch so viel erreicht, daß man angefangen hat, zu kollektiren. Wir wollen sehen, was dabei herauskommt. T

(Ein Denkmal) Am 20. September feierte man in Rom, wie jedes Jahr, den Tag, an welchem vor jetzt siebzehn Jahren die Truppen Italiens Rom besetzten, nachdem sie durch Kanonenschüsse neben der Porta Pia einen Durchgang durch die antike Mauer geschaffen. Die Feier hatte diesmal als besondern Teil die Enthüllung eines Denkmals für den „letzten Tribunen," Cola di Rienzi. Als die Päpste in Avignon weilten, war es dieser merkwürdige, aus niederm Stande entsprungene Mann, der sich an die Spitze des vom Adel schwer geknechteten Volkes stellte, dasselbe an die einstige Macht und Größe des Populus Romanus erinnerte und über das Haupt der Peiniger des Volkes gerechte Strafe brachte (1347). Er war es, der die Einheit Italiens plante und den Traum einer Wiederherstellung früherer Größe zu verwirklichen strebte. Italien sollte an der Spitze Europas stehen, und an der Spitze Italiens Rom mit einem Senat. Das war der Gedanke des Tribunen. Kurz war der Glanz, den Cola über die ewige Stadt zu bringen schien; kurz dauerten die Festtage, während welcher aus den Nüstern des Rosses, auf dem noch heute M. Aurelius sitzt, Wein ausströmte. Im Jahre 1354 endete Cola in einem Tumult sein Leben. Sein Traum hat sich nach einem halben Jahrtausend erfüllt: Italien ist einig, Rom die Hauptstadt des Landes. Das Denkmal des Cola ist eine stumme Antwort Roms auf die bekannten Prätensionen der päpstlichen Kurie. Nächstens wird sich auch ein Denkmal des Giordano Bruno in Rom erheben. T

(Ein Urteil über den Protestantismus) Wie die klerikale Presse Italiens verfährt, um das Publikum über das Wesen des Protestantismus zu unterrichten, erhellt aus folgendem Passus, den wir der Campana entnehmen:

„Die Protestanten haben nur eine Scheinreligion. Sie haben den im Sakrament vorhandenen Christus aus ihren Kirchen entfernt, ebenso seine erhabene Mutter; sie haben kein Priestertum, kein Opfer, auch keine heilige Schrift, denn sie nehmen nicht alle Bücher an, welche die Kirche gelten läßt, und haben die heilige Schrift in verschiedenen Stücken gefälscht, indem sie den Text änderten, weil er mit ihrer Lehre nicht stimmte. Die Protestanten haben eine kopflose Kirche, denn sie erkennen den Papst nicht an, und die Protestanten in England haben zu ihrem Haupte sogar die Königin des Landes. Wann hat Christus eine Frau zum Haupte der Kirche bestellt? Indem die Protestanten dem Papste nicht gehorchen, sind sie Namenchristen, sind Skelette von Christen. Die Ministri protestanti ziehen, von Weib und Kind begleitet, von Land zu Land, um die Bibel zu verbreiten. An das Seelenheil denken sie nicht; sie werden honorirt von der Bibelgesellschaft in England, und zwar überaus reichlich, sodaß sie ein heiteres Leben führen. . . . Ueberall sind die Protestanten heute in Mißachtung. Kürzlich schrieb die protestantische Regierung der Vereinigten Staaten an den Papst und bat ihn, er möge für die Schulen und Hospitäler katholische Missionare senden (!). Der Protestantismus ist im Sterben begriffen, er vegetirt nur, wie etwa der Muhammedanismus, und hat sich auf dieselbe Weise, wie letzterer, verbreitet, nämlich durch Feuer und Schwert. . . . Bis vor einigen Jahren glaubten die Protestanten überall, daß die katholischen Priester mit Hörnern versehen seien; jetzt aber glauben sie dies nicht mehr. In England und Deutschland treten die hervorragendsten Männer zum Katholizismus über, und man meint, daß auch die Königin von England übertreten wird. Der Protestantismus ist eine Erfindung eitler, lasterhafter Menschen; aber der Katholizismus stammt von Christus." T

(Synode der Waldenser) Im September d. J. hat in den Waldenserthälern die diesjährige Synode stattgefunden, bei der zum erstenmale auch Deputirte aus den Missionsdistrikten Italiens teilnahmen. Die Versammlungen fanden statt in der Kirche zu Torre-Pellice, wo Pfarrer Meille den Eröffnungsgottesdienst hielt. Letzterem schloß sich die Ordination von drei Kandidaten an. Aus den Akten der Synode, die sich zunächst mit dem Generalbericht über die Gemeinden beschäftigte, teilen wir einige Punkte mit, welche allgemein interessiren dürften. Es handelte sich z. B. um den Stand des Waisenhauses im Thale Angrogna. Dies Haus wurde gegründet vor dreißig Jahren durch weiland Dr. Revel, dem evangelische Beihilfe jene Gründung ermöglichte, und befinden sich daselbst jetzt etwa fünfzig Kinder aus verschiedenen waldensischen Gemeinden. Aus den Verhandlungen geht ebenso hervor, daß die Waldenser zwei Hospitäler besitzen, in Torre-Pellice und in Pomaretto. In einer langen Sitzung wurde das Werk der Evangelisation besprochen und ein Fortschritt festgestellt. Die Zahl der Kommunikanten ist im Gebiete der Evangelisation bis auf 4000 gestiegen; die Schulen sahen die Zahl ihrer Schüler wachsen, die Tagesschüler von 1961 auf 2206, die Sonntagsschüler von 2434 auf 2482; die Ausgaben stiegen von 68 000 Lire auf 70 325 Lire. — Von den „Kirchen" und „Stationen" der Evangelisation läßt sich zum Teil Gutes sagen; denn ein Drittel zeigt Fortschritt, ein andres Drittel ist stationär, das letzte Drittel macht leider Rückschritte. Von den „Kirchen" und „Stationen" aus wurden 178 außerhalb der letztern liegende Ortschaften besucht. — Was die Union der Waldenserkirche und der Chiesa Libera betrifft, so ist diese Angelegenheit nicht weitergefördert, und konnte die Synode nur die Hoffnung auf die Zukunft aussprechen.

An der genannten Synode beteiligten sich auch auswärtige Deputationen. Von der englischen Presbyterianischen Kirche war erschienen

J. Robertson, von der englischen Episkopalkirche G. H. Lake, von der Evangelischen Gesellschaft in Genf Gauthier, aus Paris Pfarrer Appia, Vizepräsident der dortigen evangelischen Missionsanstalt, aus Genua der dortige deutsche Pfarrer G. Petersen.

Schließlich geschahen die üblichen Wahlen, zunächst für die sogenannte „Tafel," d. h. das Konsistorium, welches drei geistliche und zwei weltliche Mitglieder zählt, dann für das Evangelisationskomitee, welches aus vier Geistlichen und einem Laien besteht, endlich für das Hospitalkomitee (fünf Mitglieder). T

Ultramontanes

(Was bedeutet der römische „Priester"?) Es geriet dieser Tage eine gedruckte Predigt in meine Hände, die bei der Primiz-Feier „des hochw. Herrn Bernhard Kurz, Missionspriesters," am 20. Februar 1887 zu Oberaudorf von P. Bonifaz Kurz, Missionspriester, gehalten worden ist und in ihrem ersten Teile „von der Würde und Gewalt des katholischen Priesters," dann aber — bedeutend kürzer — „von seiner Bürde und Verpflichtung" handelt. Ich übergehe die Argumente, welche der Prädikant dem consensus gentium (der einmütigen Stimme der Völker) entnimmt, wonach die Notwendigkeit des Priestertums als eines Mittlertums zwischen Gott und den Menschen schon von den Heiden, den alten Griechen, Römern und Deutschen, eingesehen wurde! Ich beschränke mich darauf, die ungeheuerlichsten Behauptungen, mit denen das andächtige Volk über die Würde des Priesters unterrichtet wird, hier mitzuteilen.

Nachdem der Prediger mitgeteilt hat, daß der durch die Priesterweihe mitgeteilte Charakter nach Ps. 110, 4 ein ewiger sei, also selbst nach dem Tode dem Geweihten noch anhafte, fragt er: „Welches ist diese Gewalt, die dem Priester eine so unendliche Würde verleiht?" Worauf er selbst antwortet: „Es ist die Gewalt eines Gottes." Denn „er ist die Hand Jesu Christi. »Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch«, spricht Christus zu den Priestern. Mit der nämlichen Macht und Gewalt, mit der mich der Vater gesendet hat, sende ich euch. Der Vater hat mir alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.... Der Priester besitzt also die Gewalt Christi, die Gewalt eines Gottes. Daher spricht der Priester, wenn er die Sünden nachläßt, nicht: Gott verzeiht dir, sondern — als wäre er selbst Gott —: Ich spreche dich los, ego te absolvo. Bei der Wandlung sagt er nicht: Dies ist der Leib Christi, sondern, als wäre er selbst Christus: Dies ist mein Leib, hoc est corpus meum.... Hätten wir das Sakrament der Priesterweihe nicht, so hätten wir auch den Heiland nicht.... Ohne Priester nützen uns alle Wohlthaten des Erlösers nichts, ... nützt uns selbst das Leiden und Sterben Jesu Christi nichts. Was nützt es den Ungläubigen, den Heiden, daß Jesus Christus für sie gestorben ist, so lange sie keine Priester haben, welche das Blut Jesu Christi ihnen zuwenden.... Täglich gehorcht dir, o Priester, dein Herr und Gott mit wunderbarer Pünktlichkeit und Genauigkeit: auf dein Wort steigt er herab auf den Altar und überläßt sich ganz und wehrlos deinem Willen, läßt sich opfern für das Heil der Welt. Ja uns armen, sündhaften Priestern, die wir nicht würdig sind, in seiner Gegenwart zu erscheinen, überläßt er sich, uns unterwirft er sich, durch uns läßt er sich opfern! Aber wie kann man ein Opfer schlachten, ohne ein Recht über Leben und Tod dieses Opfers zu haben? Hat denn der Priester ein Recht über Leben und Tod Christo gegenüber? Ja, er hat eines, seitdem der Heiland das Wort gesprochen hat: Thut dies zu meinem Andenken."

Genug des blasphemischen Geredes! Hat der Heidelberger Katechismus die Messe bekanntlich „eine vermaledeite Abgötterei" genannt, so wissen wir jetzt, wer der eigentliche Abgott dabei ist — der Priester! Thümmel hat ganz Recht, wenn er behauptet, die Messe werde dazu gemißbraucht, dem Volke ein Gruseln vor des Priesters Allmacht zu machen, und es müsse, wenn die Axt den Bäumen an die Wurzeln gelegt werden solle, hierher der Schlag geführt werden. Daß dieses Gruseln und Grauen aber bei dem Volke wirklich vorhanden ist und daß alles, was der Priester ausführt, auch willig für bare Münze angenommen wird, das beweist die Nachfrage nach der Predigt im Orte und in der Umgegend. Die ganze Auflage war vergriffen, und hätte nicht eine mitleidige Wirtin sich erbarmt und ihr Exemplar dem Protestanten geschenkt, so wäre es auch nicht in meine Hände gekommen. W

(Luther „der Mann der freien Liebe") Gemeiner hat wohl kein römisches Blatt unsern Reformator verdächtigt, als es die Eichsfeldia in Nr. 96 thut. Man höre und staune:

„Kein sittlich ernster Protestant wird durch die gottesdienstliche Feier des heil. Fronleichnams oder eines andern Festes seine »Gewissensfreiheit« beeinträchtigt fühlen, aber jeder mit den Thatsachen und Personen der Reformationsgeschichte vertraute Protestant wird sich besinnen, ob er einen Mann durch eine ernste Feier verherrlichen soll, der den Ehebruch und die Vielweiberei für erlaubt erklärt hat, und der für den Lohn eines Fuder Weines einem fürstlichen Wüstling eine Maitresse ankuppelte und diesen Kuppelakt mit einer sakramentalen Zeremonie umgab. Heute würde Luther nebst seinem Gönner, dem Landgrafen von Hessen, selbst unter zivilstandsgesetzlichen Voraussetzungen dem Zuchthaus nicht entgangen sein. Der Evangelische Bund schreit: Nieder mit der Fronleichnams-Prozession, es lebe Luther, der Mann der »freien Liebe!«"

Wir haben keine Veranlassung, das Gutachten zu beschönigen, welches Luther, wie den andern Wittenberger Theologen, in Sachen der berüchtigten Doppelehe des Landgrafen von Hessen abgerungen wurde und in welchem die Monogamie mit allem Ernst und Nachdruck betont, zugleich aber die Doppelehe infolge einer verkehrten und gerade in der römischen Kirche üblichen Wertschätzung des Alten Testamentes unter Umständen und ausnahmsweise erlaubt erscheint. Philipp selbst meinte durch die Doppelehe der Sünde des Ehebruchs zu entgehen, deren sich viele Fürsten seiner Zeit schuldig machten, ohne daß die katholischen Beichtväter ihr Gewissen dagegen schärften. Ob der Ehebruch oder die Doppelehe verwerflicher ist, mag die Eichsfeldia entscheiden. Daß Luther dem „fürstlichen Wüstling" die Margarethe von der Saal „angekuppelt" habe, ist geradezu eine Unwahrheit. Nicht Luther, sondern des Landgrafen Hofprediger Melander hat die Trauung vollzogen. Wir protestiren gegen die Unterstellung, den Reformator auf Grund dieses bitter bereuten Gutachtens als einen Fürsprecher der „freien Liebe" hinzustellen. Mit Luthers Anschauungen von der Ehe hat der ganze Handel nichts zu thun. Die Römischen thäten gut, vor ihrer eignen Thür zu kehren. Gerade die römisch gesinnten Fürsten der Reformationszeit, wie Heinz von Wolfenbüttel, würden ihnen dazu eine passende Gelegenheit geben.

Im übrigen beherzige die Eichsfeldia zwei Lutherworte: erstlich ein Wort aus dem Jahre 1526, an denselben Landgrafen gerichtet: „Heiden und Türken mögen thun, was sie wollen; Christen aber sollen nicht mehr als ein Eheweib haben." Und das andre, als Luthers Gegner aus dem berüchtigten Handel Kapital zu schlagen suchten: „Also thun unsre Widersacher: was an uns böse ist, das mutzen sie uns auf, des andern Guten schweigen sie." P B

Verschiedenes

(Der Prozeß Thümmel vor dem Reichsgericht) Aus Leipzig erhalten wir vom 13. d. M. folgenden Bericht:

„Soeben hat die Verhandlung der Revision im Prozeß Thümmel vor dem Reichsgericht stattgefunden und einer erneuten, wie wir hoffen, gerechtern Verhandlung Raum geschafft. Nachdem der Referent des Reichsgerichts den Stand der Sache dargelegt, begründete Rechtsanwalt Dr. Sello in dreiviertelstündigem Plaidoyer, einem Meisterstück gerichtlicher Beredsamkeit, die musterhaft ausgearbeitete Revisionsschrift. Nach den formal-prozessualistischen Instanzen — der ungesetzlichen Behandlung des Ablehnungsantrages gegen die Mitglieder des Elberfelder Landgerichts und des Beweisantrages wegen Vernehmung des Sachverständigen Professor Nippold — führte er den materiellen Revisionsgrund, Nichtanwendbarkeit des § 166 (Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen und Gebräuche) auf die konfessionelle Streitschrift Thümmels, mit einer reichen Fülle sachlicher Gründe durch. Wir fühlten uns dem geistvollen Verteidiger der freien konfessionellen Polemik, der es verstand, die Sache vom rein formalistischen auf das sachliche Gebiet der inneren Verpflichtung eines evangelischen bekenntnistreuen Geistlichen überzuleiten, zu aufrichtigem Danke verpflichtet, und bedauerten lebhaft, daß bei der Lauheit der großen Menge evangelischer Gebildeten diese bedeutsame Rede nur einem sehr kleinen Publikum den Kernpunkt dieses Prozesses nahe brachte. Der Angeklagte selbst beschränkte sich auf zwei der Form nach juristische, dem Inhalt nach tiefgreifende Gewissensfragen an das hohe Richterkollegium: wie § 193 (berechtigte Abwehr) mit § 166 und wie dieser mit der Verpflichtung auf die aus der Abrechnung mit der katholischen Lehre hervorgegangenen Konfessionsschriften zu vereinigen sei, und schloß mit der beweglichen Erinnerung an den Wahrspruch des Gamaliel (A.-G. 5, 38 f). Nach einem kurzen Plaidoyer des Reichsanwaltes, der allein die Beanstandung des Ablehnungsantrages gelten ließ, den Charakter der Schrift Thümmels als Schmähschrift dagegen zutreffend beurteilt fand, und nach dreiviertelstündiger Beratung erfolgte die Urteilsverkündigung: das erstinstanzliche Urteil aufzuheben und den Prozeß zu nochmaliger Verhandlung dem Landgericht Kassel zu überweisen. So sehr wir uns dieser Entscheidung freuten, so mußten wir doch bedauern, daß die Entscheidungsgründe sich auf den äußerlichst formalen Grund stützten: die fehlerhafte Behandlung des Beweisantrages Nippold betreffend, der Beantwortung der prinzipiellen und materiellen Rechtsfragen aber, der Feststellung bestimmter Normen für Anwendung des § 166 auf die konfessionelle Polemik in bequemer Selbstbeschränkung aus dem Wege gingen."

Wir müssen für heute darauf verzichten, ein neues, die Thümmelsche Sache betreffendes Aktenstück mitzuteilen, und bemerken nur noch, daß auch von der Leipziger Verhandlung ein stenographischer Bericht bei dem mitbeteiligten Verleger Wiemann erscheinen wird.

(Eine Theologen-Unart) Die jüngste Neumärkische Pastoralkonferenz verhandelte über einen unsrer neueren Dogmatiker. Daran ist nichts Merkwürdiges; auch daß man seiner Theologie nicht beistimmte, dazu war man vollkommen berechtigt. Aber daß der Superintendent X. darauf hinwies, wie der betreffende Dogmatiker „das Christentum an seinem Herzen offenbar nicht erfahren habe", und daß der Korrespondent der Kreuzzeitung ohne allen Anstoß das weiterberichtet, ist betrübend. Wann werden die Theologen beim gegenseitigen Aburteilen sich diese Unart abgewöhnen, Herzenskündiger spielen zu wollen? 1. Sam. 16, 7. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig